[Kirche ist veränderbar]

Isidor Hodel
Diakon in Brugg-West 1979–2008,
Schinznach-Dorf

In Hofstatt bei Luthern, am Fuss des Napfs, wurde ich 1943 geboren. Ich wuchs zusammen mit sechs Geschwistern auf einem Bauernhof auf. Wir lebten im katholischen Gebiet von Willisau und an der Grenze zum Bernbiet. Die Konfession war kein Grund zur Trennung. Wir hatten reformierte Angestellte, trieben Handel mit Geschäftsleuten auf der Berner Seite, meine Eltern sprachen nie schlecht von der anderen Konfession. Dass grosse Gräben bestehen, habe ich erst später bewusst erfahren. Vier Jahre verbrachte ich an der Lateinschule in Beromünster. Danach besuchte ich das Gymnasium in Einsiedeln und schloss mit der Matura ab. Meine Mutter hatte dort in ihren jungen Jahren im Hotel gearbeitet und Kontakt zu einem Pater im Kloster. Er führte mich ins Klosterleben ein: Eine für mich faszinierende Welt, aber ich fühlte mich zu sehr eingeschlossen. Heute hat sich das Kloster weit geöffnet.

Wir lernten das Hinterfragen in der Theologie

Dennoch fand ich Gefallen an der Kirche und studierte an der Theologischen Fakultät Luzern und eineinhalb Jahre in Münster/Westfalen – 1968/70 während der Studentenunruhen. Ich hatte unerhörtes Glück, den Aufbruch durch das Zweite Vatikanische Konzil unmittelbar zu erleben. In Münster begegnete ich den wegweisenden Theologen des 20. Jahrhunderts: Karl

Rahner, Johann Baptist Metz, dem jetzigen Kardinal Walter Kasper und anderen.
Ich verstand erst hier, was Theologie bedeutete: Hörer des Wortes Gottes sein. Rahner lehrte: «Die Offenbarung Gottes ist gegeben und sie ist für unsere Zeit gesprochen. Doch unser Erkennen ist begrenzt, und kein Theologe hat das Recht, seine Erkenntnis absolut zu setzen.» Rahner bekannte: «Wenn ich einmal sterbe, habe ich Gott einige Fragen vorzulegen.» Diese Demut und Ehrlichkeit beeindruckte uns Studenten sehr und ermutigte uns, selber zu denken und nicht nur Vorgedachtes auswendig zu lernen. Rahner verglich die Kirche mit einem «wandernden Volk Gottes», das unterwegs ist, um immer neu dem Geheimnis Gottes zu begegnen. Das Konzil nahm diese Sicht auf und ermöglichte so einen echten Dialog in der Ökumene.

[Ich kann Menschen mit Kirchen- und Glaubenskrisen gut verstehen.]

Wenn Karl Rahner das geistige Denken weitete, so lenkte Johann Baptist Metz den Blick auf die Glaubenspraxis. Jedes situationsfreie Reden von Gott fand er leer und bedeutete ein Ausblenden der Gegenwart. Er forderte einen sozialkritisch gelebten Glauben, der auch den Zeitgeist hinterfragt. Für Metz war Jesus hier das Vorbild, ihm folgte später Franz von Assisi – der Kirchenpatron unserer Kirche in Schinznach. Metz nannte die Heilige Schrift das «kritische Korrektiv». Die Bibel hilft uns, unsere Glaubenspraxis zu überprüfen und neu auszurichten. Bei Metz lernte ich: Jede Erneuerung in der Kirche beginnt mit der Besinnung auf die Heilige Schrift.
Wir lernten das Hinterfragen. Metz' Worte habe ich noch heute im Ohr: «Man muss auch die Aufklärung aufklären.» Diese muss aus ihrer Zeit erklärt werden, auch sie hat ihre Vorgeschichte. So übten wir, das Bestehende kritisch zu hinterfragen und ihm nicht blindlings anzuhängen. Diese Sicht gab mir die Freiheit im Denken und Handeln. Es ist mir unbegreiflich, wenn einige Leute behaupten, Riten und Vorschriften seien absolut und unveränderbar.
Ein Erlebnis blieb mir prägend in Erinnerung: Waren Metz und Rahner sich in einer theologischen These nicht einig, dann wurde nicht «gerichtet», sondern ehrlich ausdiskutiert.
Als Student erlebte ich, wie beide einander wertschätzten und als Suchende gemeinsam darum rangen, Gott und sein Handeln zu verstehen und die Bedeutung für unser Leben aufzuzeigen.

In zwei Welten leben

Das Berufsbild des Pfarrers trug ich schon als Kind im Kopf. Die Eltern forderten von uns Kindern nichts, was sie nicht selbst lebten, zum Beispiel den Besuch des Gottesdienstes. Lange empfand ich das Gefühl, in zwei Welten zu leben. In der einen Welt gab es die Familie, die Begegnung mit den Menschen, es gab die Freude, das Leid und die Ungerechtigkeit der realen Welt. In der anderen Welt stand die Kirche mit ihren absoluten Wahrheiten und Geboten, die zwar ein Gefühl von Sicherheit gaben. In dieser Welt waren aber keine Fragen geduldet und jeder Ungehorsam war Sünde.
Das Studium in Münster half mir, nicht mit der Kirche zu brechen, sondern den bisherigen Weg als Entwicklung zu erkennen. Ich kann Menschen mit Kirchen- und Glaubenskrisen gut verstehen.
Zurück in Luzern, liess ich mich 1970 zum Diakon weihen, damals die Vorstufe auf dem Weg zur Priesterweihe. Doch es sollte anders kommen. Ich lernte Stefan Blarer kennen, Theologe und Ehetherapeut in Bern. Er arbeitete in einem Arbeitskreis für Tiefenpsycholo-

gie, den auch ich besuchte. Das religiöse Leben und die Riten von der Psychologie her zu sehen, eröffnete mir neue Einsichten und Verbindungen. Ein Beispiel: Bei der Geburt verliert der Mensch seine vorgeburtliche Geborgenheit und tritt ein in eine neue Umgebung. Es ist ein Abschiednehmen von der alten Welt und ein Eingehen in eine neue grössere Wirklichkeit. Das ist Sterben und Auferstehen.

Als Diakon mehr Möglichkeiten gesehen

Neun Jahre wirkte ich in Bern und betreute drei Pfarreien. Das Arbeitspensum war gross: An zwei Wochenenden im Monat predigte ich, erteilte acht bis zehn Unterrichtsstunden pro Woche und musste dabei noch die Kinder mit dem Bus zusammenbringen. Zugleich war ich Präses (geistlicher Leiter) von drei Jugendvereinen, wo ich sehr viel Freude erlebte. Als Diakon erkannte ich in meiner Arbeit viel mehr Möglichkeiten. Als Priester hätte ich die Zeit nicht zur Verfügung gehabt. Als Diakon durfte ich taufen, Ehen schliessen und beerdigen, doch das sollte erst später wichtig werden.
In jener Zeit entdeckte ich Taizé: Die Begegnung mit der ökumenischen Brüdergemeinde im Burgund bedeutete einen spirituellen Aufbruch. Sie lebten echtes ehrliches Gottvertrauen vor. Ein Beispiel: Die Taizébrüder legen keine Geldreserven an. Weil Gott uns liebt, schaut er für uns. Am Ende des Jahres verschenken die Brüder, was sie nicht für den täglichen Bedarf benötigen. Der hier erlebte respektvolle Umgang mit Menschen aus anderen Ländern und Konfessionen prägte meine Arbeit in der Ökumene.

Bischof Anton Hänggi setzt sich für Brugg-West ein

Willi Zuber, ein ehemaliger Oberst, hatte begonnen, im Schenkenbergertal eine Gemeinde aufzubauen. Die katholische Bevölkerung wuchs. Der damalige Pfarrer Lorenz Schmidlin erkannte, dass er nicht überall präsent sein konnte. Er teilte die Pfarrei Brugg 1970 in drei Seelsorgebezirke auf, denen je ein Seelsorger vorstand. Zum Seelsorgebezirk Brugg-West gehören die sechs Gemeinden im Schenkenbergertal. Wie vom Konzil angeregt, ermöglichte Pfarrer Schmidlin die Mitarbeit der Laien in den neu entstandenen Pfarreiräten. Eine Besonderheit und wichtig bei uns im Tal war: Elisabeth Müller-Stebler besetzte als Frau das erste Präsidium des neuen Pfarreirates.
In den Anfängen feierte der Pfarrer Gottesdienste in der Badkapelle in Schinznach-Bad. Das Rattern des vorbeifahrenden Zuges unterbrach jede Predigt. Später traf man sich monatlich am Samstagabend in einem Schulzimmer in Schinznach-Dorf. Im Jahr 1975 wurde ein Pavillon als Begegnungsstätte und als Ort für die Feier des Gottesdienstes aufgestellt. Dank Willi Zuber konnten die Gläubigen im Tal nun regelmässig am Sonntag zusammenkommen. Er wurde 1976 von Anton Hänggi in Brugg als erster verheirateter Mann zum ständigen Diakon geweiht. Hänggi erlaubte ihm, Wortgottesdienste mit Kommunionspendung zu feiern. Das war neu und bewährte sich. Für Bischof Anton Hänggi war es wichtig, dass sich eine Gemeinde traf und zusammenkam, auch wenn keine Eucharistie gefeiert werden konnte.

Schinznach erhält eine eigene Identität

Der Pfarreirat und Willi Zuber organisierten bald den ersten Basar. Später kamen Senioren- und Frauentreff dazu. Die Jugendgruppe Schenkenbergertal entstand mit regelmässigen Gruppenstunden, und das Sommerlager besuchten bis zu 70 Kinder. Es entwickelte sich ein reges Gemeindeleben.
An Allerheiligen 1979 wurde ich nach Schinznach-Dorf berufen. Als Seelsorger von Brugg-West war mir wichtig, das Begonnene weiterzuführen. So gründete Judith Kirchhofer den

Kinder-Ad-hoc-Chor mit Weihnachtsspiel, und vor 15 Jahren entstand der Franziskuschor. Organisatorisch schwierig war die Situation des Religionsunterrichts mit Kindern aus sechs Dörfern. Das war nur mit grossem Einsatz von Katechetinnen zu meistern. Beliebt waren besondere Gottesdienste auf der Jurahöhe, an Festtagen oder am Weissen Sonntag. Wichtig waren uns die ökumenischen Gottesdienste mit den fünf reformierten Kirchgemeinden.
Das rege Pfarreileben mit viel Eigenständigkeit löste Ängste aus. Bedenken lagen im Raum, Brugg-West könnte sich von der Pfarrei Brugg lösen. Das kam für mich nie ernsthaft infrage, waren wir bei vielen Aufgaben auf die Zusammenarbeit angewiesen. Wir wollten Kirche am Ort sein, da wo wir wohnten und lebten, im Schenkenbergertal und nicht auswärts. Eine Kirche, die sich in neuen Gemeinden entfaltet und wächst, erfüllte früher die Kirchenleitung und das Volk mit belebender Freude. Sollen das heute nur noch Freikirchen und andere Religionen tun dürfen? Eine Kirche, die nur das Bestehende behalten will, wird verlieren. Eine Pastoralraumplanung mit grossräumiger Seelsorge: Ist das sinnvoll? Der Volksmund kennt das Sprichwort: Wer immer von Mangel und weniger werdenden Ressourcen redet, wird dies bekommen.

Ein Jahrzehnt Planung und Kirchenbau

Wir gingen den anderen Weg. Durch die Neuzuzüger wuchs die Zahl der Katholiken und der Gottesdienstbesucher im Schenkenbergertal. Der Pavillon war da und bald zu klein. Für mich stand fest, wenn der Pfarreirat und die Gemeinde sich eine richtige Kirche wünschen, dann würde ich mich dafür einsetzen. Verschiedene Möglichkeiten wurden erwogen. Ideal für unsere Bedürfnisse war ein kleines Kirchenzentrum.

Die Weihe des Kirchenzentrums St. Franziskus am Palmsonntag, 21. März 1994, markierte einen Höhepunkt für Diakon Isidor Hodel.

Der Brugger Pfarrer Karl Ries und die Kirchenpflege unterstützten das Vorhaben. Es brauchte einen langen Atem, denn das 1984 gestellte Gesuch um Umzonung zog sich mehrere Jahre hin. Einige Einwohner befürchteten zu viel Lärm im Quartier, was sich so nicht bewahrheitete. Schweizweit einzigartig ist der Eintrag der Glocken-Läuteordnung ins Grundbuch. Die grosse Besucherzahl beim Glockenaufzug 1994 offenbarte, dass viele vom Dorf sich mit uns am neuen Kirchenzentrum freuten: Das Apérobuffet war viel zu klein geplant. Die Kirche war ein Bijou: Ein ovales Gebäude mit indirektem Lichteinfall, dazu ein grosser Vorplatz, ein helles, sehr zweckdienliches Pfarreiheim – und bald kommt noch die fehlende Orgel hinzu.

[Unsere Kirche muss wieder den weiten Blick bekommen, der es allen Männern und Frauen ermöglicht, gleichberechtigt als verantwortliche Trägerinnen und Träger des Glaubens zu leben.]

Am Palmsonntag 1994 weihte Weihbischof Martin Gächter die Kirche St. Franziskus und das Pfarreiheim St. Klara ein. Es war ein seltenes Ereignis, wie er in der Predigt festhielt: «Ihr lebt hier antizyklisch. Während anderswo Kirchen geschlossen werden, baut ihr eine neue.» Es gibt eine Kirche aus Stein und eine aus Menschen. Ein wichtiger Grundsatz der Basisgemeindearbeit lautet: Die Gläubigen sind in der Kirche nicht Objekte, sondern Subjekte. Sie sind nicht bloss Befehlsempfänger, sondern mitverantwortliche Träger der Gemeinschaft. Daran orientierte ich mich. Was ich tat oder plante, darüber informierte ich den Pfarreirat. Ich wollte seine Meinung und die der Mitarbeitenden hören. Wir haben stets offen über alles geredet. Wichtig ist, den anderen mit Wohlwollen zu begegnen, selbst wenn sie einen nicht verstehen oder verletzen. Das schafft ein Vertrauen und ein starkes Gemeinschaftsbewusstsein. Ich war zwar nicht Gemeindeleiter, doch Pfarrer Karl Ries sagte zu mir: «Solange du arbeitest, rede ich nicht drein.»

Veränderter Geist in den 1990er-Jahren

Ich empfinde es als seltenes Glück, beim Bau und der Einweihung eines neuen Kirchenzentrums mitgewirkt zu haben. Es war ein Gemeinschaftswerk. Von Anfang an war ich von engagierten Katholiken umgeben. Der Geist des Aufbruchs hat Früchte gebracht. Doch bald begann in der Kirche wieder ein anderer Geist Einzug zu halten. Die Auffassung «Die Kirche ist auf dem Weg» war so nicht die Sicht von Papst Benedikt XVI. Jetzt hiess es wieder: «Wir wissen es.»

Das hierarchische Denken hielt wieder Einzug, bis in die Pfarreien und Gemeindeleitungen. Viele spüren Mangel an Spiritualität. Sie wünschen sich nicht eine Service-Kirche, sondern eine Guthirt-Kirche. Jeder ist herausgefordert, «Hüter seines Bruders und seiner Schwester» zu sein. Der Konzilstheologe Yves Congar mahnte: «Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.» Auch die Worte von Johann Baptist Metz können es nicht deutlicher sagen: «Jesus kam, um zu heilen, nicht zu richten.»

Der jetzige Papst Franziskus will – wie sein Namenspatron – Glauben und Leben verbinden. Er ermahnt uns, die Menschen in Not nicht zu vergessen. Unsere Kirche muss wieder den weiten Blick bekommen, der es allen Männern und Frauen ermöglicht, gleichberechtigt als verantwortliche Trägerinnen und Träger des Glaubens zu leben. Das Wort von Franziskus ist für mich leitend: «Tu erst das Notwendige, dann das Mögliche, und plötzlich schaffst du das Unmögliche.» Wir haben es hier im Schenkenbergertal erlebt.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger